

„Noch ist die blühende Zeit.“

Novellette von Paul Bliz.

Nachmittag vier Uhr. Fräulein Lina Hellwigs Privatstube war beschliefen. Die zehn kleinen Mädchen liefen jubelnd nach Hause. Und die Inhaberin und einzige Lehrerin des kleinen Instituts war allein. Sie öffnete alle Fensterflügel, daß die lachende Junifonne in breiten Bögen hereinfluthete, dann nahm sie ihre paar Lehrbücher und ging hinaus in den Garten, wo die alte Hanne, ihre treue Magd, bereits den kleinen Kaffeetisch gedeckt hatte.

Es war ein wunderherrlicher Junitag. Der kleine Garten stand in üppiger Blüthe, und süßer Düfte war die Luft voll. Ermüdet und abgepannt ließ sich das Fräulein in den Korbstuhl nieder und gab sich der wohlverdienten Ruhe und Erholung hin; wie träumend schloß sie einen Augenblick die Augen.

Und ein lauer Windhauch kam und wehte ihr Kühlung zu und spielte schmeichelnd und losend mit den blonden Locken, und ganze Wogen schwarzer Düfte wehte er heran, denn die Rosen standen in der ersten Blüthe.

Ein Lächeln flog über ihr jugendliches Gesicht, ein stilles, glücklich zufriedenes Lächeln und leise, fast hauchend, flüsterte sie: „Noch sind ja die Tage der Rosen.“

Da kam die alte Hanne und brachte den Kaffee.

„Fräuleinchen“, begann sie, „der Herr Amtmann war da, er wollte um halb fünf Uhr wiederkommen.“

Das Fräulein fuhr leicht zusammen, aber sie beherrschte sich und meinte dann leichthin: „Es ist gut, Hanna, wenn der Herr Amtmann kommt, dann führe ihn hierher, er wird wohl das Schulgeld für sein Mariachen bringen wollen.“

Die alte Hanne nickte nur, aber ganz heimlich lächelte sie doch, — sie wußte, weshalb der Herr Amtmann so oft kam.

Als Fräulein Lina wieder allein war, stand sie auf und ging hin und her, um ihre Ruhe wiederzufinden.

Fast hörbar laut klopfte ihr Herz. Sie ahnte, was der Amtmann heute wollte. Längst hatte sie es ja gemerkt, daß sie ihm nicht gleichgültig war. Seine vielen Besuche, für die er immer einen neuen Vorwand erfunden hatte, seine vielen kleinen Aufmerksamkeiten und Artigkeiten, — oh, sie wußte genau, was er nun von ihr wollte, denn gestern schon hatte er Andeutungen gemacht.

Ganz ruhig überlegte sie nun —

Er war schon dreißig Jahre. Seine Verhältnisse waren glänzend. Aus der ersten Ehe war nur ein Kind, ihre Schülerin Mariachen. Er war ein stattlicher Mann, gutberzig und geildet, und er liebte sie. Das alles wußte sie. Er war eine sogenannte glänzende Partie für sie, das arme Lehrfräulein, die allein und verwaist dastand. Tausende beneideten sie um dieses Glück. Und dennoch krampfte sich ihr Herz zusammen, wenn sie daran dachte, daß sie seine Frau werden sollte.

Sie liebte einen anderen, aber dieser war drei Jahre jünger wie sie, und er schien es noch immer nicht zu merken, wie innig sie ihn liebte.

Wieder schloß sie die Augen und träumte ein paar seltsame Minuten von ihrer Liebe, — und wieder kam der laue Windhauch und wehte ihr Düfte, süß und schwer, entgegen, — und wieder flüsterte sie leise: „Noch ist die blühende Zeit.“

Da hörte sie die Gartentür knarren. Schnell richtete sie sich auf. Er kam. Jetzt galt es, stark zu sein.

Langsam und tief grüßend kam er näher.

„Und ich höre Sie auch nicht, liebes Fräulein.“

„Gewiß nicht, Herr Amtmann. Vielleicht trinken Sie noch eine Tasse Kaffee mit mir?“

„O, Sie sind sehr liebenswürdig, Fräulein.“

Sie nahmen gegenüber Platz. Die alte Hanne brachte noch eine Tasse. Dann redeten sie ein paar Sätze über gleichgültige Dinge. Jeder wollte vor dem andern seine innere Erregtheit verbergen. Und dann plötzlich trat eine Pause ein, sekundlang und schüchtern.

„Jetzt, jetzt!“ dachte sie nur, „jetzt würde er sprechen.“

Und richtig, jetzt begann er, in kurzen Sätzen, zögernd, fast stotternd, Athemlos hörte sie ihn an.

„Liebes Fräulein, ich kann keine schönen Worte dreheln, — Sie selbst werden ja längst gemerkt haben, was Sie mir sind, — na, und jetzt bitte ich Sie herzlich, werden Sie meine Frau.“

Burporübergoßen sah sie da und schwieg. Das Blut jagte nur so durch ihre Adern. Gern hätte sie gesprochen. Aber die Kehle war ihr wie zugeschnürt. Roth und verlegen wie ein Backfisch sah sie da.

Da begann er wieder und diesmal schon mit mehr Sicherheit: „Sehen Sie, liebes Fräulein, ich weiß ja, daß ich Ihnen das himmelhohe Glück der stürmenden Jugend nicht mehr bringen kann, ich weiß ja auch, daß ich ein alter Geist bin und nur an mich zuerst denke, aber glauben Sie mir, Fräulein Lina, ich werde Ihnen das Leben so leicht und angenehm machen, daß Sie doch glücklich werden, und ich will ja nur ein wenig von Ihnen geliebt werden, nur ein Bißchen Sonnenschein sollen Sie in mein einfaches Leben bringen.“ Witzelnd sah er sie an.

Und jetzt fand sie Worte.

„Vier Herr Amtmann, — ich weiß nicht was ich Ihnen sagen soll, — das Alles kommt so plötzlich, so unvorhergesehen über mich.“

„Aber liebes Fräulein,“ sprach er bestürzt dazwischen, „Sie haben nie gemerkt, wie lieb ich Sie gewonnen habe!“

Nun schämte sie sich ihrer Nothlüge. Sie wurde wieder roth und die Verlegenheit nahm zu. Endlich aber raffte sie sich auf, gab ihm die Hand und sagte mit zitternder Stimme: „Ich bitte Sie, lieber Herr Amtmann, lassen Sie mir Zeit, — ein paar Stunden, — einen Tag, — ich bitte Sie darum!“

Schweremüthig nickte er nur. Dann, mit einem verlegenen Lächeln, antwortete er: „Ich werde warten, bis Sie mich rufen, Fräulein Lina.“ Dann ging er grüßend fort.

Als sie allein war, athmete sie auf, wie befreit. — Nun war es vorüber. Im Grunde that er ihr ja leid. Aber wenn schon sie ihn auch gern lieben mochte und ihn hoch schätzte, sein Weib werden konnte sie nicht, gewiß nicht!

Denn Liebe empfand sie keine für ihn. Jetzt war sie wieder ganz frei. Sie lachte ordentlich laut auf, bloß um sich lachen zu hören. Und dann freute sie sich über ihr lustiges Lachen. Sie sang und sang immerzu. Und die lauen Winde wehten wiederum endlose Wogen süßer Düfte heran und wiederum sang sie — diesmal aber laut und fröhlich: — „Noch ist ja die blühende Zeit.“

Um sechs kam ihr Freund, der Professor Walter. Wie immer brachte er auch heute einen Strauß duftender Rosen mit.

Lachend sprang ihm das Fräulein entgegen: „Etwas Neues habe ich für Sie, Herr Walter!“ rief sie. Erstaunt kam er näher und sah sie fragend an.

„Rathen Sie einmal!“

„Ja, das ist nicht so leicht, liebes Fräulein.“

„Sie werden mich verlieren,“ rief sie scherzend.

„Fräulein Lina —“

Und übermüthig lachend sprach sie weiter: „Ja, ja, ich habe einen Antrag bekommen, eine glänzende Partie! Na, was sagen Sie jetzt?“ In atemloser Spannung beobachtete sie die Wirkung ihrer Worte.

Er aber stand da, stumm und bleich, und sah sie fragend an. Endlich fragte er: „Und haben Sie ja gesagt?“

„Nein,“ sagte sie nur, über und über erlöthend.

„Ach, ich danke Ihnen, Fräulein Lina!“ rief er da jubelnd aus, reichte ihr beide Hände hin und sah sie mit lobenden Augen an.

Zitternd fragte sie: „Und ich sollte Nein sagen?“

Er nickte nur, aber zugleich auch rief er sie an sich, nahm ihren bebenden Körper in seine Arme und küßte sie auf den Mund und auf die Augen mit wilden glühenden Küßen.

Und glücklich lag sie in seinen Armen und vergaß Alles, Alles ringsum, — nur den Duft der blühenden Rosen empfand sie noch immer, wonnig und wohligh.

Sie waren verlobt stillschweigend. Am nächsten Tage schrieb sie dem Amtmann einen lieben, artigförmig gehaltenen Brief, und damit war der Gedanke an den lieben Herrn für immer vergessen.

Eine wonnevolle Zeit begann. Jeden Tag kamen die Liebenden zusammen. Und mit jedem Tag wurde das Glück schöner und größer. Endlich wurden Pläne für die Zukunft gemacht.

Er beschloß, daß sie nach der Hauptstadt ziehen wollten, dort sei ihm eine Stellung angeboten, die ihm ein doppelt so hohes Einkommen brachte, als er hier bezog. Und zwar wollte er sogleich dahin überfiedeln, damit er sich einleben könne in seine neue Stellung, um dann wenn er firm sei, sie nachkommen zu lassen. Dann sollte Hochzeit gefeiert werden.

Natürlich war sie einverstanden. Sie liebte ihn mit so ganzer Hingebung, daß sie in Alles einwilligte, was er vorschlug.

So zog er eines Tages fort nach der Hauptstadt. Und sie blieb allein.

Trübe Tage begannen nun. Anfangs kam regelmäßig jeden dritten Tag ein Brief für sie. Und alle Briefe waren mit warmen Liebesworten beschriftet. Dennoch aber merkte sie, daß

die neue Stellung ihm gar nicht behagte. Er fühlte sich nicht nur nicht wohl, sondern er war einfach enttäuscht. Man hatte ihm Hoffnungen gemacht, die nie erfüllt werden konnten. Eines Tages gab er die Stellung auf, da er die endlosen Schritten des Chefs nicht länger mehr ertragen konnte. Und nun mußte er eine Stellung annehmen, die ihm noch weniger Einkommen bot, als er es früher in der kleinen Stadt hatte, nur um sein Dasein zu fristen.

An eine Heimath war somit vorerst nicht zu denken.

Sie war betrübt, aber sie ertrug auch das, denn ihre Liebe ließ keinen Zweifel an seinem Worte aufkommen.

Und dann wurden seine Briefe immer seltener. Er habe so viel zu thun, er sei todmüde, wenn er heimkomme, und viele andere Ausreden erfand er. So verging ein Jahr.

Seine Nachrichten wurden immer spärlicher, oft kam wochenlang kein Brief. Längst war das Jnnige, Liebevoll eine kühlere, geschäftsmäßigen Tone geworden, oft auch wurden kurze Worte geschrieben, Klagen über Kwang und Fessel und verstaubte Sehnsucht nach der verlorenen Freiheit.

Ohne Klage laut, mit stiller Resignation ertrag sie Alles. Längst hatte sie gefühlt, daß er ihr verloren war. Nun fühlte sie erst, daß sie zu alt für ihn war.

Und dann eines Tages kam der Brief, in dem er sie bat, ihm sein Wort zurückzugeben, — er könne ihr Schicksal nicht an das seine fesseln, denn er sei nicht im Stande, ihr eine sorgenlose und gesicherte Zukunft zu bieten.

Da gab sie ihm frei, mit liebevollen Worten nahm sie Abschied von ihm, dankte ihm für alles Gute und für all die Liebe, die er ihr geschenkt hatte, und wünschte ihm Glück für die Zukunft; nicht ein Wort oder einen Vorwurf hatte sie für ihn, sie selbst nahm alle Schuld auf sich.

Als aber der Brief fort war, da sank sie zusammen und weinte und schluchzte und versank in dumpfes, stundenlanges Weinen, — sie hatte ihre Jugend, ihre Hoffnung, ihr Glück, ihr Alles, Alles begraben; — noch immer blühten die Rosen, noch immer war die Luft voll von süßen schweren Düften, ihr aber hatten sie ausgeblüht, ihr waren die Tage der Rosen dahin, vergangen, gewesen.

Stille, trübe Tage begannen jetzt für sie. Doch nie kam ein Wort der Klage über ihre Lippen. Tapfer ertrug sie ihr selbstgewähltes Loos. Ihr einziger Trost war ihre Arbeit. Ihren kleinen Schülerinnen war sie nicht nur die Lehrerin, sie wurde ihnen eine liebe mütterliche Freundin.

Da erkrankte einmal das kleine Mariachen, des Herrn Amtmanns Tochter. Der Vater war untröstlich. Er that, was er konnte, seinen Liebling zu retten. Auch eine barmherzige Schwester sollte kommen, die Kleine zu pflegen.

Mariachen aber, an die liebevolle Fürsorge Fräulein Linas gewöhnt, wollte nur diese um sich haben.

Und so kam das Fräulein in das Haus des Herrn Amtmanns.

Wenige schwere Wochen vergingen. Der Vater und das Fräulein durchmachten manche furchtbare Nacht am Lager der kleinen Schwertkanten.

Als aber die ersten jungen Leuzsonnenstrahlen kamen, war Mariachen gerettet.

Und in dieser Zeit der Angst und der Sorgen war auch das Fräulein dem Amtmann näher gekommen, und als er jetzt noch einmal seine Werbung wiederholte, da sagte sie nicht mehr nein, sondern wurde sein liebes Weib und der Kleinen eine treue, fürsorgende Mutter.

Und als die Tage der Rosen wieder kamen, da hatte die Welt drei glückliche zufriedene Menschen mehr.

Die Ulmer Dogge.

Eine Skizze von Paul Marguerite [Paris], Autorisirte Uebersetzung von Alf. Göde.

Großvater Dechappes hatte sich bequem in das wappengeschmückte Eckpolster des eleganten Landauers zurückgelegt, aber eines besondern Wohlbehagens schien sich der alte Herr trotzdem nicht zu erfreuen, denn die innere Unruhe, in deren Bann er ganz sichlich stand, malte sich nicht nur in dem trampfhaften Zuden der zahlreichen Kumpeln, die seinem Gesicht das Ansehen eines ängstlichen in die Luft schnurpenden Raningens gaben, sie verrieth sich auch in dem zitternden Ton der Stimme, als er schüchtern zu stottern begann: „die—Die Pferde laufen aber recht schnell.“

Herr de Feul, Dechappes' Schwiegersohn, warf seiner Frau einen beziehungslosen Blick zu, unterdrückte ein aufsteigendes Lächeln und lisdelte: „Ja, schließlich, sie greifen tüchtig aus“, um dann mit erhabener Stimme hinzuzusetzen: „Na bei dem sicheren Wege hat das ja übrigens keine Gefahr!“

Der bestimmte, leicht ironisch gefärbte Ton des jungen Mannes verhehlte indessen die beabsichtigte Wirkung ganz und gar; dem alten Herrn war trotz der beruhigenden Versicherung seines Schwiegersohnes nun einmal nicht recht gebeuer zu Muth, und in dem trüben Wasser seiner schmutziggelassen Augen spielte sich nach wie vor das unsichte Fladern quälender Sorge und Angst. Vom Scheitel bis zur Sohle blühsauer und geschriegelet, mit ausgefuchtestem Geschmaad gekleidet, machte der Greis, der die fein behandschulten Hände artig gefaltet hielt, ganz den Eindruck eines alten Kindes, dessen körperliche Pflege zuverlässigen Leuten anvertraut ist. Und mit dem Kinde hatte er auch die Schwächen und Fehler gemein: die listerne Nachhaftigkeit, das lächerliche Furchtsgefühl, die knabenhafte Eitelkeit und die kindische Sucht, hin und wieder ein ganz klein wenig zu slunkern und zu lügen. Sein persönliches Wohlbefinden ging ihm über Alles in der Welt. Er wollte nur immer behäglich sein und hielt eifersüchtig darauf, daß man es ihm gegenüber an schuldiger Rücksicht und Aufmerksamkeite nicht fehlen ließ, dafür konnte man von dem Alten aber auch Alles erlangen, wenn man ihm nur gehörig zu schmeicheln verstand. Den ruhigen, zielbewußten Egoismus und die umständliche Fürsorge für die werthe eigene Persönlichkeit hatte die Tochter vom Vater geerbt. Die hübsche Dame, deren Formen freilich schon etwas stark zu werden begannen, trug auf den graziosen Schultern das kollekte Köpfchen eines niedlichen Ziervogels, und die blühenden Farben des Gesichts ließen darauf schließen, daß seine Bestirerin der Diät- und Ernährungsfrage die gehörige Aufmerksamkeit zu Theil werden ließ. Die junge Frau, die in lässiger Haltung zur Seite des Greises sah und eifrig darauf bedacht war, ihrem zierlichen, mit allem Raffinement der weltverfahrenen Modedame gekleideten Körper eine möglichst bequeme Lage zu geben, wandte ihr lächelndes Gesicht ihrem Gatten zu, dem sie aufrichtig dank dafür wußte, daß er sie zur Gräfin gemacht und ihr dadurch die Möglichkeit geboten hatte, in der vornehmen Gesellschaft das Bürgerrecht zu erwerben. Der ehemalige Juckerfabrikant Dechappes durfte sich schon den Lurus gestatten, einen Theil seines beträchtlichen Vermögens darauf zu verwenden, sich einen gräflichen Schwiegersohn zu kaufen, der nebenbei noch Kavallerieoffizier war und sich als solcher nach Menschenmöglichekeit ruinirt hatte.

„Prächtiges Wetter heute!“ schnarrte Herr de Feul, seine Frau zärtlich anblickend und den aufgestörbelten Schnurrbart und den kurzgehaltenen Vollbart streichend, den er sich hatte stehen lassen, nachdem er in das Cidil-verhältniß übergetreten war.

Der stattliche, hochgewachsene Mann mit dem energischen Kopf des bewährten, in allen Saiteln gerechten Sportsman bezeugte seiner Frau stets und überall den Zart und die galante Aufmerksamkeit eines Gatten, der berechtigten Grund hat, all seine Lebensinhalte aufzubieten, um für seine kleinen Gekanntensfünden und schwierigen finanziellen Arrangements gegebenen Falls milde Beurteilung und geneigtes Gehör zu finden. Denn in seinen perfünären Wöhnen war Herr de Feul ganz und gar auf die Güte und Gnade seiner Frau angewiesen, die vermöge ihres Geliebwilligkeitsrechtes den Herrn Gemahl am Gängelbände leitete; und wenn sie ihres Kastentamtes auch nicht gerade als kleinliche Knaulerin waltete, so geschah es doch auch oft genug, daß Herr de Feul in seinen Geldnöthen bei seiner Gattin keine Hülfefand; auf der anderen Seite verstand sie es allerdings auch wieder vortrefflich, gelegentlich mit vollen Händen zu geben und den Herrn Gemahl durch aufmerksamere Erfüllung seiner füssen Wünsche für die ritterliche Art, die er ihr gegenüber beobachtet, entsprechend zu belohnen.

So hatte sie erst jüngst wieder die vielbewunderte Ulmer Dogge Dragg, den Liebeshund des Fürsten Werschakow, um hohen Preis angekauft, um Herrn de Feul, der Dragg für sein Leben gern sein eigen genannt hätte, eine besondere Freude zu machen. Mit wohlgefälligen Blicken beobachtete sie die eleganten Bewegungen des prächtigen Thieres, das den Wagen mit gewaltigen Schüen umtreifte, bald den Pferden vorausgaloppirte, bald wieder zurücklagte, mit lustigem Gebell an den Säulen in die Höhe sprang und, auf die Gefahr hin, unter die Hüfte zu geraten, nach dem Zaumzeug schnappte, zum nicht geringen Verwund des Ruffchens, der seine liebe Noth hatte, das feurige Gespann zu jügeln, und der sich in seiner ohnmächtigen Wuth mit dem Gedanken tröstete, dem Hunde nach der Rückkehr eine gehörige Tracht Prügel zu verabfolgen, eine Abstrich, die übrigens auch in der Idee unausgeführt blieb, weil dem thatenlustigen Manne auf dem Ruffschendel noch rechtzeitig

einfiel, daß die Dogge erst dieser Tage einem Stallburchen, der sie zu schlagen gewagt, den Arm total zerfleischt hatte.

„Da — der Hu — und wo — wird die Pf — pferde noch scheu m — machen!“ stammelte Herr Dechappes in seiner Herzensangst. Der hinfällige Greis sah sich in allen Eden und Enden von allerlei Gefahren bedroht. Kaum daß er im Wagen Platz genommen, um seine tägliche Spazierfahrt zu machen, so beschlich ihn auch schon die Furcht, es könnte sich unterwegs einer jener Unfälle ereignen, die mannsfacke Verdrießlichkeiten und Geldopfer im Gefolge haben. Die bange Sorge vor Räubern und Wörtern ließ ihn des Nachts kein Auge schließen, und wenn der Kamin nur ein wenig rauchte, so genügte das vollkommen, um den Alten in's Bodshorn zu jagen. Die Attentate der Anarchisten hatten vollends dazu beigetragen, die kindliche Furcht des Greises in's Ungeheure zu steigern und seine ohnehin schwache Gesundheit zu untergraben.

Diesmal hatte es Herr de Feul gar nicht mehr der Mühe werth gehalten, dem alten Hafensfuß ein Wort der Beruhigung zu sagen; als er indessen bemerkte, daß seine Frau mit aller Zierchen lebhafter Unruhe nach vortwärts sah, wandte auch er den Kopf, um nach dem Hunde Umschau zu halten, der just in diesem Augenblick mit wüthendem Gebell auf der Straße dahinstürzte. Der Ruffcher, dem es nicht entgangen war, daß die Dinge da vor ihm eine böse Wendung zu nehmen drohten, legte sich mit aller Kraft in die Zügel, um seine Pferde zu einer ruhigeren Gangart zu zwingen.

Herr de Feul mühte sich vergeblich ab, Dragg zurückzurufen. Die grausamen Züchtigungen, an denen es ihr Herr nicht fehlen ließ, hatten nicht vermindert, die unbändige Wildheit der Dogge zu brechen, die auch heute wieder wie stets den Gehorsam verweigerte. Wochenlang war das Thier ruhig und zutraulich wie ein Schopshündchen, dann aber verwandelte es sich urplötzlich in eine wilde Bestie, die in den Hühnerstall einbrach, um dort ihre Nothdurft nach Herzenslust zu befriedigen. Gegen Bettler und alle Leute, die in zerlumpten, abgerissenen Kleidern umhergingen, zeigte Dragg indessen auch in seinen guten Tagen stets eine unüberwindliche Abneigung.

„Dragg!“ schrie der Graf mit Aufbietung seiner ganzen Lungenkraft auf's Neue, und mit wahrer Stentorstimme setzte er erregt hinzu: „Den Stod weg, weg mit dem Stod! Der Hund wird Ihnen sonst an die Kehle springen! Hierher Dragg! Wilst Du wohl hertommen!“

Dem Ruffcher war es endlich gelungen, die Pferde zum Stehen zu bringen, er und die drei Insassen des Wagens starrten entsetzt auf das Drama, das sich vor ihren Augen abspielte. Ein alter Bettler, der sich beim Herannahen des Wagens vom Begrande erhoben hatte, um die Herrschaften um eine milde Gabe zu bitten, hatte Dragg's Wuth erregt. Mit weitgeöffnetem Rachen, dessen schneeweißes Gebiß sich von dem blutrothen Hintergrunde scharf abhob, den sehnigen, schlanken Körper zum Sprunge zurückgebogen, lauerte die Dogge jähnelstschend und heifer heulend vor ihrem Opfer. Herr de Feul hatte gerade noch Zeit, den Wagenklag aufzureißen und mit erhobenem Spazierrtod auf die Straße zu springen.

Auf dem erfahrlen Gesicht des Bettlers, einer entkräfteten, in staubbedeckte Lumpen geküllten Greisengestalt, malten sich alle Schreden der namenlosen Angst; ungeschickt suchte er mit feinem Steden in der Luft herum und seinen bebenden Lippen entrang sich ein unverständliches Wortgestammel, das den schmutziggelassenen Vollbart in regelmäßigen Rhythmus auf der eingefallenen Brust tanzen ließ. Die Dogge mochte wohl ahnen, daß man dabei war, ihr die sichere Beute zu entreißen; sie spürte kaum den Stod des Herrn auf ihrem Rücken, als sie auch schon mit einem gewaltigen Sage dem Alten an die Kehle sprang.

Herr de Feul hatte den Hund am Halsband gepackt und schrie wie besessen: „Joseph! Joseph!“

Allein der Ruffcher, der fürchtete, daß seine unruhigen den Boden stampfenden Pferde in dem Augenblick durchgehen würden, in dem er die Zügel aus der Hand ließ, wußte sich selber weder zu rathen noch zu helfen und blieb wie angezogen auf dem Bode sitzen. Dragg schien die Schläge, die sein Herr hageldicht auf seinen Rücken niederfallen ließ, gar nicht zu fühlen, er hatte den Bettler niedergeboren und machte sich daran, den Unglücklichen mit seinen furchtbaren Zähnen zu bearbeiten. Der Alte wagte keinen Laut von sich zu geben; das tobtenblasse Antlitz trampfhaft verzerrt, glockte er mit weitaufrissenen Augen voll Entsetzen die erbarmungslos auf ihn eindringende Beute an. Herr de Feul würgte den Hund nach Kräften und machte verzweifelte

Anstrengungen, ihn zurückzureißen; das gellende Kreischen seiner Frau, das flüchtige Wimmern des Großvaters und die Bemühungen des Ruffchens, der seine liebe Noth hatte, die durch den Tumult scheuemachen Pferde am Durchgehen zu hindern, das Alles trug nicht wenig dazu bei, die Erregung des Grafen zu steigern.

„Dragg!“ brüllte er keuchend zum letzten Male, während die Adern auf seiner Stirn bedenklich anschwellen. Der Verzweiflungsschrei des Grafen mochte wohl dem Bettler erst die ganze Größe der Gefahr zum Bewußtsein gebracht haben, denn das Gesicht des am Boden Liegenden verzerrte sich plötzlich im Todeskampfe und von den trampfhaft verdrehten Augen war nur noch das Weiße zu sehen, das verglast in's Leere stierte. Im ersten Schreden vermeinte de Feul auch nicht anders, als der Unglückliche hätte den Geist aufgegeben. Halb sinnlos und schäumend vor Wuth erinnerte er sich erst jetzt, daß ja sein Stod einen Stoßbehen barg. Im Handumdrehen war der Degen herausgeriffen und von wahrer Wuthdrift ergriffen stieß de Feul die scharfe Klinge zu wiederholten Malen dem rasenden Thiere in den Leib. Das laute Schmetzensgeheul des zu Tode verurtheilten Hundes brachte den Grafen vollends außer Fassung, er kannte sich vor Wuth nicht mehr und stieß zu, wohin er immer traf. Ein warmer Blutstrom ergoß sich über den Körper des alten Bettlers, der noch immer leblos dalag, und besprigte Herrn de Feul's Hände und Füße.

Dem lärmenden Kampfgetümmel war ein langes Schweigen gefolgt. Dragg lag röchelnd und zuckend am Boden. Der Ruffcher hatte die Pferde glücklich zur Ruhe gebracht, er war vom Bodte heruntergegleitert und stand jetzt mit offenem Munde verlegen neben seinem Herrn. Frau de Feul, die mit entsetzten Augen das gräßliche Schauspiel betrachtete, lag leichenblich im Wagen ausgestreckt und schien einer Ohnmacht nahe, während das Gesicht des alten Dechappes den starren Ausdruck und die rothviolette Färbung eines vom Schlagfluß Betroffenen zeigte. Herr de Feul sah seinen rothgefärbten Degen an, ohne recht zu wissen, wie er ihn vom Blute säubern sollte; er reichte ihn Joseph, der eine handvoll Gras austrif und die Klinge damit abwuschte.

Der Bettler war langsam wieder zur Besinnung gekommen; ohne sich vom Erdboden zu erheben, ließ er seine erstaunten Blide im Kreise herumschwimmen und suchte sich vergeblich von den Geschehnissen Rechenschaft abzulegen. Grabe jetzt durchließ ein leichtes Zucken den langgestreckten Körper der Dogge; die zitternden Flanken, die sich in fliegender Hast auf und nieder bewegten, hoben sich noch einmal, um dann kraftlos zusammenzufallen. Dragg war tot! Der Anblick seines sterbenden Hundes hatte die Wuth de Feul's zu neuer Flamme angefaßt.

„Sie elender Lumpenter!“ schrie er den erschrockenen Bettler an, „mit Ihrem verfluchten Knüppel haben Sie den Hund nur gereizt. Was? Sie wollen am Ende wohl noch einen großen Mund haben? Wie? Als ob ich es nicht mit meinen eigenen Augen gesehen hätte! Ich hätte nicht übel Luft, Sie dem Genbarmen zu übergeben. Mit solch einem rohen Tagebiel sollte man gar nicht viel Federlesens machen! Und zu denken, daß ich Jretwegen solch einen Hund hinschlachten mußte, einen Hund, der weiß Gott hundertmal so viel werth war als Ihr ganzes jämmerliches Leben! Ja, ja, Sie brauchen mich nicht so erstaunt anzusehen! Sie sind ein arbeitscheues Subjekt und ein alter, ungeschickter Tölpel oben drin!“

Seine Aufregung legte sich indessen ein wenig, als er zwischen dem geöffneten Hemde des Greises das Blut bemerkte, das aus einer glücklicherweise nicht tiefen Wunde am Halse hervorsickerte.

„Sie können übrigens von Glück sagen, daß Sie der Hund nicht bei lebendigem Leibe aufgefressen hat!“ fuhr Herr de Feul ruhiger fort. „Ihr atmestlicher Körper wäre gerade ein Wissen für einen seiner hohlen Zähne gewesen! Fühlen Sie irgendwo Schmerzen? Hören Sie nicht? Ich frage, ob Ihnen etwas weh thut?“

Der Alte schwankte zwischen der Luft, ein Klageleid anzukommen, und der Furcht, dafür von Neuem angechnauzt zu werden. Er hatte eben erst von Genbarmen sprechen hören, einer Menschengattung, mit der er, wenn es irgend anging, nichts zu thun haben wollte. Für den Augenblick schien es also doch wohl gerathener, den Mund zu halten, wenn er sich auch in der Sache selbst ganz unschuldig fühlte. Er hatte doch wahrhaftig nichts gethan, was den Hund veranlassen konnte, ihm an die Gurgel zu springen! Das konnte wirklich kein Mensch behaupten!

Herr de Feul war an den Wagensschlag herangetreten und bemerkte traurig: „Nein, diesen Knackhund solch ei-